

Unverkäufliche Leseprobe



Joe Biden
Versprich es mir
Über Hoffnung am Rande des Abgrunds

2020. 256 S.
ISBN 978-3-406-76713-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/31838181>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

JOE BIDEN

VERSPRICH ES MIR

Über Hoffnung
am Rande des Abgrunds

*Aus dem Amerikanischen
von Henning Dedekind
und Friedrich Pflüger*

C.H.Beck

Die amerikanische Originalausgabe «Promise Me, Dad. A Year of Hope, Hardship,
and Purpose» erschien bei FLATIRON BOOKS, New York
Copyright Text © 2017 Joe Biden

Dieses Werk wurde im Auftrag von FLATIRON BOOKS durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover, vermittelt.

Für die deutsche Ausgabe
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
Umschlaggestaltung: Geviert.com, Michaela Kneißl
Umschlagabbildung: Spencer Platt/ Getty images
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 76713 5
www.chbeck.de



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

KAPITEL EINS	Thanksgiving bei den Bidens	9
KAPITEL ZWEI	Verfolgen Sie ein Ziel	29
KAPITEL DREI	Trost	39
KAPITEL VIER	Vertrauen	59
KAPITEL FÜNF	Mit Arbeit eingedeckt	79
KAPITEL SECHS	Jetzt ist es an dir	107
KAPITEL SIEBEN	Kalkulierte Risiken	129
KAPITEL ACHT	Home Base	151
KAPITEL NEUN	Sie müssen ihnen die Wahrheit sagen	171
KAPITEL ZEHN	Bleibst du noch?	187
KAPITEL ELF	Tritt an, Joe, tritt an	207
	EPILOG	231
	NACHWORT. BEAUS GABE	241
	DANK	249

KAPITEL EINS

THANKSGIVING BEI DEN BIDENS

Die Tage wurden nun kürzer, und es hatte bereits die Dämmerung eingesetzt, als sich das Tor unseres vorübergehenden Zuhauses öffnete und unsere Autokolonne den Grenzzaun passierte, welcher das United States Naval Observatory in Washington, D. C., umgab. Wir fuhren von unserem Amtswohnsitz zur Andrews Air Force Base, wo uns meine Kinder und Enkelkinder erwarteten. Jill und ich freuten uns auf unseren alljährlichen gemeinsamen Thanksgiving-Ausflug. In den bislang fünfeinhalb Jahren meiner Vizepräsidentschaft war die Familie stets ein wichtiger Zufluchtsort für mich gewesen; Zeit mit meinen Lieben zu verbringen, war wie ein Flug ins Auge des Orkans – eine Erinnerung an die natürliche Leichtigkeit und die Rhythmen unseres vorherigen Lebens und ein Vorgeschmack auf die Ruhe, die meiner Amtszeit folgen würde. Der Job war unglaublich spannend, aber Jill und ich vermissten viele Dinge aus unserem Leben vor der Vizepräsidentschaft. Wir vermissten unser Zuhause in Wilmington. Wir vermissten die Möglichkeit einer langen Autofahrt zu zweit, auf der wir ungestört miteinander reden konnten. Wir vermissten es, frei über unseren eigenen Terminplan und unseren Tagesablauf verfügen zu können. Ferien, Feiertage und Familienfeste waren Atempausen, die unser inneres Gleichgewicht wieder einigermaßen herstellten. Der Rest der Familie schien diese Pausen ebenso nötig zu haben wie Jill und ich selbst.

Erst wenige Monate zuvor waren wir zu unserem jährlichen Sommerausflug zusammengekommen und hatten einen Nationalpark besucht. Fünf Tage Wandern, Wildwasserfahren und lange, laute

Abendessen in den Tetons hatten den Erwachsenen jedoch offenbar nicht gereicht. Am letzten Tag waren Jill und ich gerade in unserer Hütte beim Packen, als es an der Tür klopfte. Es war unser Sohn Hunter. Er wusste, dass Jill und ich noch vier Tage allein am Strand ausspannen wollten. Aber er und seine Frau hatten noch etwas freie Zeit, und deshalb fragte er, ob sie vielleicht mitkommen könnten. Natürlich, sagten wir. Wenige Minuten später klopfte unser Sohn Beau. Seine Schwiegereltern hätten sich bereiterklärt, die Kinder zu hüten. Vielleicht würde es uns nichts ausmachen, wenn er und seine Frau uns an den Strand auf Long Island begleiteten. Natürlich nicht, sagten wir.

Ich vermute, dass sich manche Eltern ausgenutzt fühlen, wenn man sie derart ihrer Zweisamkeit beraubt. Für mich waren diese Anfragen hingegen eher ein Zeichen eines gelungenen Lebens: Unsere erwachsenen Kinder *wollten* bei uns sein. Also verbrachten wir im August weitere herrliche vier Tage gemeinsam am Strand. Dagegen war unser Zusammensein im November von einer beunruhigenden Dringlichkeit geprägt, die mein Gemüt trübte, als Jill und ich wie jedes Jahr nach Nantucket aufbrachen, um mit unserer Familie Thanksgiving zu feiern.

Wir passierten die Tore des Observatoriums, und ich spürte, wie unsere für Regierungsmitglieder vorgeschriebene gepanzerte Limousine ihren üblichen sanften Schwenk auf die Massachusetts Avenue machte, wo man den örtlichen Verkehr angehalten hatte, um den Weg für uns freizumachen. Ich blickte auf die wuchtige digitale Außenstanduhr am Ende der Einfahrt, wie ich es vielleicht schon tausendmal getan hatte, seit wir den Amtssitz bezogen hatten. Die rot leuchtenden Ziffern der Anzeige wechselten mit metronomischer Perfektion: 5:11:42, 5:11:43, 5:11:44, 5:11:45. Es war die bis auf die Millisekunde genaue Uhrzeit des Landes, die keine hundert Meter weit entfernt von der U. S. Naval Observatory Master Clock gemessen wurde. Das Verteidigungsministerium, das rund um den Globus Truppen und Standorte unterhielt, hatte die «Precise Time» zur operativen Notwendigkeit erklärt. 5:11:50, 5:11:51, 5:11:52.

Unsere Limousine beschleunigte aus der Kurve heraus, und die plötzliche Kraft drückte mich zurück in den weichen Ledersitz. Im

Nu lag die Uhr hinter uns und war außer Sichtweite, zeigte aber immer noch an, wie die Zeit verstrich: 5:11:58, 5:11:59, 5:12:00. Die Kolonne beschrieb auf der Ringstraße um das Observatorium eine Kurve nach Südosten, und wir konnten sehen, wie die Lichter des Amtssitzes durch die kahlen Bäume blitzten. Ich freute mich, dem Haus für ein paar Tage Lebewohl sagen zu können. Unsere Abreise bedeutete, dass ein Großteil des zur Marine gehörigen Personals, das sich dort um uns kümmerte, sein gesamtes Feiertagswochenende mit der eigenen Familie verbringen könnte.

Sobald wir auf den Parkway stießen, nahm die Prozession Fahrt auf, und unsere Motorradeskorte drängte andere Verkehrsteilnehmer sanft zur Seite. Die Kolonne fuhr entlang der südlichen Stadtgrenze von Washington in Sichtweite der Denkmäler und öffentlichen Gebäude: Arlington National Cemetery, Lincoln Memorial, Washington Monument (mit dem Weißen Haus in einiger Entfernung dahinter), Jefferson Memorial, das Kapitol. Ich bekleidete in dieser Stadt zwar seit 1973 ununterbrochen ein Wahlamt, davon 36 Jahre lang als Senator und sechs als Vizepräsident, doch waren mir die Schönheit und die Bedeutung dieser mächtigen Wahrzeichen, die nun in ein mildes Licht getaucht wurden, nicht gleichgültig geworden. Für mich standen die wuchtigen Marmorbauten für unsere Ideale, für unsere Hoffnungen und unsere Träume.

Mein Arbeitsleben in Washington hatte mich vom Tag meiner Ankunft an mit Stolz auf das Erreichte erfüllt, und dieses Gefühl war auch nach fast 42 Jahren noch lange nicht erloschen. Tatsächlich war ich am 25. November 2014 ebenso begeistert und getrieben von meiner Arbeit wie zu jedem anderen Zeitpunkt meiner Karriere, wenngleich mein damaliges Amt zugegebenermaßen ein wahrhaft seltsamer Job war. Der Aufgabenbereich des Vizepräsidenten besitzt eine einzigartige, seltsame Dehnbarkeit. Rein verfassungsrechtlich verfügt der Amtsinhaber über äußerst geringe Machtbefugnisse. Er oder sie hat die Aufgabe, eine Stimmgleichheit im Senat zu brechen – was man in fast sechs Jahren nicht von mir verlangt hatte – und gegebenenfalls die Amtsgeschäfte zu übernehmen, sollte der Präsident aus irgendeinem Grund nicht selbst dazu in der Lage sein. Von einem früheren Amtsinhaber stammt das berühmte Zitat, das

Amt sei «nicht einmal einen Eimer warmer Spucke wert». (Das ist die zensierte Version. Er sagte nicht «Spucke».) Die tatsächliche Macht des Amtes spiegelt das Vertrauen des Präsidenten in seinen Stellvertreter wider, von welchem sie so gut wie vollständig abhängt.

Barack Obama hatte mir vom Beginn unserer ersten Amtszeit an wichtige Regierungsgeschäfte anvertraut, und wenn er mich erst einmal beauftragt hatte, den Recovery Act von 2009 zu überwachen, Verhandlungen mit Senator Mitch McConnell zu führen oder diplomatische Beziehungen zum Irak aufzunehmen, sah er mir dabei nicht mehr über die Schulter. Ich glaube, ich machte meine Arbeit gut genug, um mir sein Vertrauen zu verdienen und zu erhalten.

Auch Ende 2014 ersuchte er mich um meinen Rat, welchen er offenbar schätzte. Dadurch wiederum spürte ich an manchen Tagen, dass ich dazu beitragen konnte, den Lauf der Geschichte ein klein wenig zum Besseren zu wenden. Und irgendwo in der Autokolonne gab es an jenem Abend, als wir durch die Straßen Washingtons fuhren, einen Wagen, in dem der Militärberater des Vizepräsidenten fuhr. Dieser verwahrte den «nuklearen Football», auf den ich jederzeit Zugriff haben musste. Ich gehörte zu jener Handvoll Menschen, die Kontrolle über die Codes haben, mittels derer man praktisch jedes Ziel auf dem Planeten mit einem Atomschlag treffen kann. Ich wurde also ständig an die hohe Verantwortung meines Amtes und das in mich gesetzte Vertrauen erinnert, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.

Doch trotz alledem, trotz Stellung und Ansehen, war ich nicht in der Lage, das zu tun, was ich bei der Fahrt zu diesem Ferienwochenende am liebsten getan hätte: diese Hauptuhr am Ende meiner Einfahrt anhalten, diese roten, wechselnden Ziffern verlangsamen, um mir, meiner Familie und vor allem meinem älteren Sohn etwas mehr Freiraum zu verschaffen. Ich wünschte mir die Macht, der Zeit ein Schnippchen zu schlagen.

Die Familientradition der Bidens, Thanksgiving gemeinsam auf Nantucket zu verbringen, nahm ihren Anfang im Jahre 1975 als eine Art diplomatischer Akt. Ich war zum ersten Mal Senator und gleich-

zeitig alleinstehender Vater von zwei Jungen – Beau war sechs Jahre alt und Hunter erst fünf. Jill Jacobs und ich hatten begonnen, ernsthaft über eine gemeinsame Zukunft zu sprechen. Thanksgiving war unser erster gemeinsamer Feiertag, und wir hatten zu viele Einladungen. Meine Eltern wollten, dass wir zu ihnen nach Wilmington kämen. Jills Eltern wollten uns bei sich in Willow Grove, Pennsylvania, haben. Die Eltern meiner ersten Ehefrau, die einige Jahre zuvor zusammen mit meiner kleinen Tochter bei einem Autounfall ums Leben gekommen war, wollten, dass wir sie mit ihren Enkeln im Norden des Bundesstaates New York besuchten und das Wochenende mit ihnen verbrachten. Ganz gleich, für welche Familie wir uns entschieden hätten, wären also irgendjemandes Gefühle verletzt worden, und das war das Letzte, was Jill und ich wollten.

In jenem Herbst war ich eines Tages in meinem Senatsbüro und erläuterte meinem Stabschef diese Zwangslage. Er sagte: «Was Sie brauchen, ist ein Kern-Thanksgiving», womit er die Kernfamilie meinte. Da Wes Barthelmes aber aus Boston stammte, verschleppte er die Worte ein wenig, sodass ich zunächst nicht verstand, was er genau meinte, bis er mir erklärte, es sei das Beste für alle Parteien, wenn wir vier – Jill und ich, Beau und Hunt – alleine verreisten. Er schlug die Insel Nantucket vor, die südlich von Cape Cod lag und von dort innerhalb einer Stunde mit der Fähre zu erreichen war. Weder Jill noch ich waren je dort gewesen, aber wir beschlossen, es zu versuchen und ein Abenteuer daraus zu machen.

Wir tankten meinen Jeep Wagoneer mit Benzin zu 15 Cent pro Liter und bugsierten die Jungs und den Hund auf die Rückbank. Bis zur Fähre in Hyannis, Massachusetts, war es eine sechsstündige Fahrt.

Für zwei kleine Jungen, die auf der Rückbank eines fahrenden Autos zusammengepfertcht sind, können sechs Stunden ziemlich lang werden, doch glänzte Jill bereits als einfallsreiche Bezugsperson. Sie hatte jeden Spielzeug- und Kleiderkatalog mitgenommen, den sie hatte finden können, und als Beau und Hunt unruhig wurden, warf sie die Kataloge nach hinten. Die drei brachten stundenlang damit zu, die Seiten zu durchblättern, und die Jungs begannen, ihre Weihnachtswunschzettel zusammenzustellen und zu verfeinern,

damit sie dem Weihnachtsmann oben am Nordpol etwas schicken könnten. Jill sagte, sie sollten sich ruhig Zeit damit lassen und alles gründlich überdenken; es bestehe kein Grund zur Hast.

Als wir acht Stunden nach der Abreise von unserem Haus in Wilmington endlich auf Nantucket eintrafen, erwies sich die kleine Insel der Mühen wert. Ende November war es dort kühl, aber man roch den Tang und die salzige Luft des Atlantiks. Die Saison war vorüber, sodass wir die Insel größtenteils für uns allein hatten. Die meisten Restaurants und viele Geschäfte waren geschlossen. Die Innenstadt war winzig und umfasste vielleicht fünf quadratische Blocks, aber wir verbrachten Stunden damit, vor den Schaufenstern zu bummeln und uns in den noch geöffneten Läden umzusehen. Ich sagte den Jungs, dass ich auf dieser Reise jedem von ihnen ein Geschenk kaufen würde – was sie wollten, solange es im Rahmen blieb. Sie ließen sich mit ihrer Suche viel Zeit. Beau mochte ganz besonders Murray's Toggery Shop, wo es die berühmten original Nantucket Reds gab; die Baumwollhosen verblassten zu einem staubig-rosenfarbenen Rosa. Hunt hatte es der Nobby Clothes Shop angetan, dessen Eigentümer einen Riesenwirbel um ihn machte. Unser Thanksgiving-Dinner nahmen wir im Jared Coffin House ein, einem 130 Jahre alten Inn, das in jenen Tagen erbaut wurde, als Nantucket noch ein wichtiges Handelszentrum für den Walfang war. Nach dem Essen blieben wir noch etwas und spielten am Kaminfeuer. Am nächsten Tag aßen wir in einem Restaurant namens Brotherhood of Thieves zu Mittag, besuchten ein kleines Kino in der Stadt, spielten am Strand etwas Football und fuhren dann zurück in die Stadt, um der festlichen Erleuchtung des Weihnachtsbaumes beizuwohnen. Wir unternahmen Erkundungsfahrten rund um die Insel, und wann immer wir dabei an einem Sendemasten mit einem großen roten Licht an der Spitze vorbeikamen, warnte ich die Jungs, sich auf die Rückbank zu ducken, damit das rotäugige Monster (*aus dem gleichnamigen Kinderbuch von Pam Adams*) sie nicht sehen könne. Es gefiel uns dort so gut, dass wir sogar ein kleines Häuschen im Saltbox-Stil besichtigten, das oberhalb der Dünen am Sconset Beach stand. Der Angebotspreis war für ein Senatorengehalt im

Jahre 1975 zwar zu hoch, aber wir vier ließen uns auf der Veranda unter einem hölzernen Schild mit der Aufschrift «Forever wild» fotografieren. Auf der Rückfahrt nach Delaware dachte ich bereits an unseren nächsten Besuch im kommenden Jahr.

Anderthalb Jahre darauf heirateten Jill und ich, und vier Jahre später kam unsere Tochter Ashley zur Welt. Die Zeit schien nun schneller zu vergehen. Beau und Hunt schlossen die Highschool ab, dann das College, dann das Jurastudium. Im Jahre 2002 heirateten Beau und Hallie. Sie bekamen eine Tochter, dann einen Sohn. Jill und ich waren nicht mehr nur Mama und Papa; wir waren «Nana» und «Pop». Ashley absolvierte die Graduiertenschule und heiratete Howard. Auch als die Familie wuchs, verbrachten wir Thanksgiving jedes Jahr auf Nantucket – oder «Nana-tucket», wie unsere Enkel die Insel nannten, was sie auch dann noch beibehielten, als sie alt genug waren, um es besser zu wissen. Die Reise im Wagoneer wurde zu einer Karawane aus zwei oder drei Fahrzeugen, zwischen denen die Enkel in den Pausen hin und her wechselten, um ihre Loyalität gleichmäßig zu verteilen. Stets drückten wir am Ende mächtig auf die Tube, um die Fähre zu erreichen, und während der Überfahrt gab es heiße Schokolade oder Muschelsuppe. Damals hatten wir ein paar tolle und ein paar weniger tolle Jahre, doch was auch immer geschah, welche Höhen und Tiefen wir auch durchlebten – wir vergaßen es für eine Weile und feierten Thanksgiving auf Nantucket. Seit sie denken konnten, war der Feiertagsausflug eine Konstante im Leben unserer Enkel, und sie machten deutlich, wie viel er ihnen bedeutete. Schon im September, noch bevor sich die Blätter bunt färbten, trafen kleine Nachrichten bei uns im Haus ein, allesamt in der Handschrift unserer Enkelkinder: *Noch zwei Monate bis Nana-tucket. Fünf Wochen bis Nana-tucket.* Auf manchen befanden sich Zeichnungen des Hauses, in dem wir dort wohnten, oder vom Strand. *Zwei Wochen bis Nana-tucket. Nur noch fünf Tage bis Nana-tucket.*

Die Freuden und Gewohnheiten unserer ersten Aufenthalte wurden zu festen Familientraditionen: Shopping im Stadtzentrum, das Mittagessen im Brotherhood, die Ausflüge zum Strand mit dem Football in der Hand. Jahr um Jahr kehrten wir zu dem kleinen Salt-

box-Haus zurück, um unser Familienfoto unter dem geschnitzten «Forever wild»-Schild zu machen. Diese Bilder wurden zu einem Gradmesser für die Entwicklung unserer Familie, wie die Striche, die Eltern am Türrahmen machen, um das Wachstum ihrer Kinder zu dokumentieren – erst waren es nur wir vier, dann fünf, acht, elf. Als 2006 Beaus Sohn Hunter zur Welt kam und einige Jahre später Ashleys Ehemann Howard in die Familie aufgenommen wurde, waren wir schließlich eine dreizehnköpfige Truppe.

Der großartige Ertrag der alljährlichen Thanksgiving-Ausflüge waren und blieben die Weihnachtswunschlisten. Es war eine penible, wohldurchdachte und ernsthafte Angelegenheit. Niemand drückte sich, und niemand ließ sich dabei drängen. Die Kataloge wurden in der Regel auf halber Strecke gen Norden hervorgeholt, irgendwo zwischen der Tappan Zee Bridge und Mystic, Connecticut. Doch das war erst der Anfang. Es gab lange Sitzungen nach dem Abendessen, in welchem Lokal oder Gasthaus wir auch waren. Oft endete die Abgabefrist erst am Abend nach Thanksgiving, und *alle*, Kinder wie Erwachsene, mussten Jill ihre Weihnachtswunschlisten vorlegen – genau zehn Geschenkartikel. Gegen Schluss bekam ich regelmäßig Schwierigkeiten mit meinen Enkeln. *Pop hat nur zwei! Schon wieder!*

Die große Wunschlistenaktion hatte jedoch einen kleinen Haken, der sich offenbarte, als ich 2009 Vizepräsident wurde. In jenem Jahr flog der gesamte Klan mit der Air Force Two nach Nantucket. Nachdem wir jahrelang während einer der verkehrsstärksten Wochen des Jahres mit dem Auto die Interstate 95 hinaufgefahren waren, erschien mir dies als willkommene Veränderung. Von der Andrews Air Force Base zum Nantucket Memorial Airport dauert es jedoch kaum mehr als eine Stunde – was sich für die Katalogsuche als vollkommen unzureichende Zeitspanne erwies. Auf dem Rückflug, als der Ausflug vorüber und die Weihnachtswunschlisten jenes Jahres sicher in Jills Händen waren, drängten sich daher meine Enkel samt und sonders in meine Privatkabine in der Air Force Two, von der 15-jährigen Naomi bis zum dreijährigen Hunter. Sie hatten das Ganze bereits besprochen und waren zu einem einstimmigen Ergebnis gelangt: Diese neue Reiseform war einfach nichts für sie. Naomi

sprach für die Gruppe: «Pop, können wir nächstes Jahr wieder mit dem Auto fahren?»

Ich vermutete, dass sich der Leiter meines Secret-Service-Kommandos bei Abwägung dieser Forderung gegen mögliche Sicherheitsbedenken kaum von der Macht des Wunschlistenarguments würde umstimmen lassen – ganz gleich, wie sehr den Kindern die Sache auch am Herzen lag.

Bis zum November 2014 hatte sich jedoch die gesamte Familie an die neue Routine gewöhnt. Diese Reise war unser sechster Flug nach Nantucket mit der Air Force Two. Für gewöhnlich fuhren wir in separaten Automobilen zur Andrews Air Force Base und trafen uns auf dem Rollfeld. Als Jill und ich nach unserer 25-minütigen Fahrt dort ankamen, wartete der Rest der Familie bereits auf uns. Unser deutscher Schäferhund sprang aus dem Wagen und wuselte über den Asphalt. Keine Leine, kein Befehl. Für Champ war das ein alter Hut. Er rannte die Stufen empor und direkt in die Maschine. Die Gangway, die zur Eingangstür der Air Force Two führt, besitzt etwa 20 Stufen und ist gerade breit genug für zwei Personen. Ich behielt Beau im Auge, als er auf der linken Seite der Treppe hinaufging. Mein älterer Sohn war etwas dünner geworden, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, aber mir schien, als wäre vielleicht etwas von der Kraft zurückgekehrt, die er einige Monate zuvor in seinem rechten Arm und seinem rechten Bein verloren hatte. Diese Treppe zu besteigen, war ein Kampf, aber er bestand darauf, es alleine zu tun. Es gehe ihm gut, sagte er immer wieder. Tatsächlich hatte ich ihn seit seiner Diagnose 15 Monate zuvor nicht ein einziges Mal klagen gehört. «Es ist alles gut», wiederholte er unablässig. «Mir geht's jeden Tag besser.» Ich hatte strikte Anweisung, mich *niemandem* gegenüber besorgt zu zeigen. «Dad, schau mich nicht so traurig an», hatte Beau mich einmal gerügt, als er bemerkt hatte, dass ich ihn musterte. Er war sehr bestimmt gewesen: «Dad. Dad! Verstehst du mich? Schau mich nicht so an.»

Zwei Stunden nachdem wir an Bord der Air Force Two gegangen waren, trafen wir im Haus unseres Freundes auf der Insel ein und teilten die Schlafzimmer unter uns auf. Wenn es um Unterkünfte

ging, galt innerhalb der Familie traditionell das Ältestenrecht. Jill und ich hatten die erste Wahl, dann folgten Beau und Hallie, dann Hunt und Kathleen, dann Ashley und Howard und immer so weiter bis zu den Enkelkindern. Die White House Communications Agency hatte bereits ein Zimmer im Haus in Beschlag genommen. Ein Vizepräsident mag sein Büro verlassen, aber das Amt ruht nie. Das Kommunikationsteam hatte für mögliche Notfälle oder internationale Anrufe eine sichere Telefonverbindung gelegt und für alle Fälle auch eine sichere Videokonferenzschaltung zum Weißen Haus eingerichtet.

An jenem Dienstagabend, zwei Tage vor Thanksgiving, aßen wir zu Abend und widmeten uns anschließend den Enkeln, die darauf bestanden, dass wir alle eine Runde *Mafia* spielten, ein Krimispiel, das man am Esstisch spielen konnte. Als die Kleinen im Bett waren, saßen wir noch eine Weile zusammen und erzählten uns alte Familiengeschichten. Beau und Hunt riefen mir jenen Tag fast 40 Jahre zuvor ins Gedächtnis, an dem ich Beau einen mit Sand panierten Apfel hatte essen lassen, der ihm aus der Hand gefallen war, obwohl man ihm gesagt hatte er solle ihn nicht mit an den Strand nehmen. «Erinnert ihr euch noch daran, als Hunt an Thanksgiving zu viel gegessen hatte und Beau und Ashley einen Hähnchenschlegel über seiner Nase baumeln ließen, damit es das Erste wäre, was er beim Aufwachen sähe?» «Und erinnert ihr euch, wie wir das erste Mal von den Dünen sprangen?» Als Jill und ich uns schließlich zurückzogen, war es nach Mitternacht. Wir waren glücklich. Die Familie war zusammen an einem Ort, der seit fast 40 Jahren für uns nur mit Freude verbunden war. Doch bevor wir zu Bett gingen, sprachen Jill und ich noch darüber, dass wir bei diesem Ausflug den Ball etwas flacher halten wollten – vielleicht sollten wir das Tempo der Freizeitaktivitäten wegen Beau etwas drosseln, wenngleich wir wussten, dass er darauf bestehen würde, nichts zu ändern. «Alles gut», würde er sagen. «Alles gut.»

Niemand sprach es aus, und das war auch gar nicht nötig: Dieses Thanksgiving war anders, als lastete ein unsichtbarer Druck auf unserem fröhlichen Familientreffen. Penibel befolgten wir unsere

althergebrachten Rituale. Am Mittwochmorgen schliefen wir aus und faulenzten wie immer herum, bis Nana die ganze Mannschaft nach draußen drängte. Wir fuhren in die Stadt und bummelten durch dieselben Straßen und Geschäfte, die wir seit nunmehr beinahe 40 Jahren besuchten. Jedes Mitglied der Familie war bereits auf der Suche nach der perfekten Beute. Wie jedes Jahr kaufte ich immer noch allen ein Geschenk. Als Erstes gingen wir wie immer zum Nobby Clothes Shop, und wie immer hörte der Eigentümer, dass wir da waren. «Wo ist Hunter?», rief Sammy, wie er es getan hatte, als mein jüngerer Sohn noch ein schüchterner Achtjähriger gewesen war und kein erwachsener Mann mit einer Tochter auf dem College. Dann ging es weiter zum Uhrengeschäft von Spyder Wright, einem legendären Surfer und Surfbrettdesigner, der Beau, Hunt und Ashley seit Ewigkeiten kannte; dann schließlich zum Sunken Ship, einem Souvenirladen, den die kleineren Kinder am liebsten mochten; und natürlich zu Murray's Toggery Shop.

Wir bummelten als lose Gesellschaft, von der sich bisweilen kleine Gruppen lösten, um bestimmte Geschäfte aufzusuchen. Die älteren Enkelkinder nahmen die jüngeren ins Schlepptau. Ich wollte im Hub vorbeischaun, um einen Kaffee zu trinken und vielleicht eine Zeitung zu lesen. Ashley und Jill wollten zu Nantucket Cashmere. Champ blieb es überlassen, sich derjenigen Gruppe anzuschließen, die am liebsten zu ihm war. Stundenlang streiften wir durch die Geschäfte, während unsere Mobiltelefone andauernd klingelten. *Du musst unbedingt herkommen und dir das hier ansehen ...* Mein Arzt im Weißen Haus, Kevin O'Connor, der uns im Jahr zuvor erstmals auf unserem Ausflug begleitet hatte, schüttelte angesichts des ausgiebigen Einkaufsbummels nur den Kopf. «Wie bitte, vier oder fünf Blocks mit Geschäften?», sagte er immer. «Ich bin jetzt seit einer Stunde hier und habe alles gesehen, was es zu sehen gibt. Was tun Sie bloß die ganze Zeit?»

Es war aber ungemein wohltuend, einfach wieder einmal Urlaub zu machen, etwas zu tun, das die meisten Menschen für selbstverständlich hielten. Der Secret Service ließ uns auf Nantucket an der langen Leine, sodass die Illusion wahrer Freiheit entstand. Einen Augenblick lang schien alles in bester Ordnung. Alles wirkte normal.

Unser Fortkommen wurde durch Menschen verlangsamt, die vom Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten einen Handschlag oder eine Umarmung wollten – oder ein Selfie. Ich war aber nicht der einzige Publikumsmagnet. Beau Biden galt bereits als aufgehender Stern der demokratischen Politik. Er stand kurz vor dem Ende seiner zweiten Amtszeit als Attorney General von Delaware und hatte bereits seine Absicht erklärt, sich 2016 um den Posten des Gouverneurs zu bewerben. Durch seine Ankündigung war das Feld frei; niemand in Delaware wollte Beau bei den Vorwahlen der Demokraten herausfordern. Er wurde allgemein als beliebtester Politiker im Staat betrachtet, sogar noch beliebter als sein Vater. Die Bürger Delawares sahen in ihm, was ich in ihm sah. Im Alter von 45 Jahren war Beau Biden die 2.0-Ausgabe von Joe Biden. Er hatte das Beste von mir mitbekommen, die Fehler und Unzulänglichkeiten waren indes behoben worden. Obendrein hatte er Hunt als Redenschreiber und verlässlichen Ratgeber an seiner Seite. Ich war mir ziemlich sicher, dass Beau eines Tages für das Präsidentenamt kandidieren und mit der Hilfe seines Bruders dabei auch erfolgreich sein könnte. Als Barack und ich 2012 die Wiederwahl gewannen, hatte ich lange überlegt, ob ich mich nach der zweiten Amtszeit nicht zurücknehmen und den Fokus der Familie auf Beaus politische Zukunft richten sollte. Ich weiß nicht genau, wann es war, aber irgendwann hatte ich begonnen, zu meinen eigenen Söhnen aufzublicken. Es waren gute und ehrenwerte Männer, die sich aus derselben Überzeugung heraus für die Allgemeinheit engagierten. Den Sommer nach seinem ersten Jahr auf dem College verbrachte Hunt als Mitglied des Jesuit Volunteer Corps und gab Kindern in Belize Englischunterricht. In seinem ersten Jahr nach dem College war er für das JVC in Portland, Oregon, tätig. Dort leitete er ein Notdienstzentrum in einem Problemviertel. Sein erster großer Job nach seinem Abschluss an der Yale Law School war als Nachwuchsmanager einer großen Bank in Wilmington, wo er rasch Karriere machte. Doch schon nach wenigen Jahren kam er eines Abends zu mir und sagte, er müsse etwas Sinnvolleres tun. Also gab er seine hoch bezahlte Stellung auf und nahm einen Posten bei der Regierung an. An Thanksgiving 2014 war Hunt in seinem dritten Jahr als Vorsitzender des World Food Program USA.

Beau hatte einen ähnlichen Pfad eingeschlagen und konsequent seine eigenen Vorstellungen von Ehre und Pflicht umgesetzt. Er hatte sich – als angestellter Zivilist im Büro des United States Attorney – freiwillig dazu bereiterklärt, in das Kriegsgebiet im Kosovo zu reisen, um der entstehenden Republik beim Aufbau ihres Rechts- und Gerichtssystems zu helfen. Mit 34 Jahren hatte er sich zur Delaware Army National Guard gemeldet und darauf bestanden, seine Einheit zu begleiten, als diese fünf Jahre später in den Irak verlegt wurde. Er musste dem Pentagon gegenüber jedoch fest zusichern, seine Beurlaubung als Attorney General einzureichen, um sich mit ganzer Kraft seinen Verpflichtungen im Irak widmen zu können. Das tat er bereitwillig. Ich war nicht gerade begeistert davon, wie er alles tat, um sich erneut in Gefahr zu begeben, aber es überraschte mich nicht. Ich überlegte, ob ich ihn daran erinnern sollte, dass er schon einmal in der Schusslinie gestanden hatte und das vielleicht nicht noch einmal tun wollte. Aber ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, was er geantwortet hätte: «Ich habe mich dafür gemeldet, Dad. Ich kann meine Jungs nicht hängen lassen. Es ist meine Pflicht.»

Beau war ebenso bemüht, ein guter Vater zu sein. Es gab eine Geschichte, die unter meinen Mitarbeitern die Runde machte, etwas, das sich auf einem unserer früheren Nantucket-Ausflüge ereignet hatte: Beau und sein Sohn Hunter fuhren in der Wagenkolonne zurück zum Haus, als Beau beschloss, einen kurzen Stopp bei Murray's Toggery einzulegen, um sich ein Paar Nantucket Reds zu besorgen. Seine Frau Hallie scherzte zwar immer, Beau sei zu konservativ, um die auffälligen Reds tatsächlich zu tragen, aber es gefiel ihr, wenn er sie im Schrank hatte. Als Beaus Fahrzeug an jenem Morgen aus dem Haupttross ausscherte, um einen Umweg über Murray's zu machen, rief der kleine Hunter von seinem Platz auf der Rückbank: «He, Fahrer, Sie haben Ihre Abbiegung verpasst!»

«Bitte halten Sie den Wagen an», sagte Beau zu Ethan Rosenzweig, der das Auto fuhr. Ethan war Dekan der Zulassungsstelle an der Emory Law in Atlanta, aber wenn er während der Ferien etwas Freizeit hatte, arbeitete er gern ehrenamtlich für uns. Ethan kannte Beau schon lange und sah, dass dieser aufgebracht war. «He, Beau»,

sagte Ethan. «Ist doch nicht so wild. Er hat gar nichts damit gemeint.» Doch Beau drängte ihn, den Wagen anzuhalten. Er wollte, dass Hunter diese Lektion verinnerlichte. Ethan hielt am Straßenrand. Beau stieg aus und öffnete die hintere Tür, damit er mit seinem Sohn sprechen konnte. «Hör mal zu, Hunter», sagte Beau ernst. «Das ist Ethan, und er ist unser Freund. Nie wieder sprichst du jemanden als ‹Fahrer› an. Du darfst niemandem mit der Tätigkeit ansprechen, die er ausübt. Das ist unhöflich. Okay? Verstehst du? Ich hab dich lieb, Kumpel.»

An unserem ersten Tag auf Nantucket blieb Beau für sich. Seine Personenschützer waren ziemlich gut darin, ihn abzuschirmen. Er ermüdete rasch und war zunehmend scheu im Umgang mit anderen Menschen. Er verlor langsam das Gefühl in der rechten Hand und hatte nicht mehr genug Kraft für einen festen Händedruck. Obendrein hatte er mit einer Sprachstörung zu kämpfen, einer sogenannten Aphasie. Bestrahlungen und Chemotherapie hatten den Teil seines Gehirns geschädigt, der für das Benennen von Dingen verantwortlich ist. Beau verfügte nach wie vor über seine kognitiven Fähigkeiten, hatte jedoch Mühe, sich an die richtigen Nomen zu erinnern. Er arbeitete wie ein Besessener daran, seine alte Stärke wiederzuerlangen und die Aphasie rückgängig zu machen. An den meisten Tagen ging er nach Philadelphia zu einer einstündigen Physio- und Beschäftigungstherapie, welcher eine weitere Stunde mit Sprachtherapie folgte, alles neben seinen regulären Chemobehandlungen. Ashley traf sich dort mit ihm und leistete ihm bei den Therapiesitzungen Gesellschaft, während er Kraft- und Dehnübungen machte oder Bilder durchblätterte und Objekte benannte. Bevor er zu seiner täglichen Arbeit als Attorney General aufbrach, ging sie mit ihm noch etwas essen. Er wollte allen beweisen, dass er mit dieser Sache fertigwurde und dass er Fortschritte machte. Und ich glaubte ihm.

Das menschliche Gehirn ist bemerkenswert anpassungsfähig, und Beau trainierte nun im wahrsten Sinne des Wortes andere Bereiche in der Nähe seines Sprachzentrums, welche die Funktion des Benennens übernehmen sollten. Freilich dauerte das seine Zeit,

aber er zeigte sich niemals frustriert. Niemand aus der Familie, seinem Freundeskreis oder von den Kollegen im Büro des Attorney General erlebte ihn je wütend oder niedergeschlagen. Er brauchte einfach etwas Geduld und ein paar zusätzliche Worte, wenn er sich etwa den Begriff *Bürgermeister* nicht ins Gedächtnis rufen konnte: «Sie wissen schon, der Typ, der die Stadt leitet.» Oder *Brötchen*: «Reich mir bitte mal so ein braunes Ding, das man mit Butter bestreicht.»

Das Schöne an dem Familienausflug nach Nantucket war nicht zuletzt die herrliche Zwangsisolation. Während meiner ganzen Jahre im Senat war ich auf der Insel telefonisch nicht erreichbar gewesen. Außer in dringenden Notfällen kümmerte ich mich nicht um meine Arbeit, damit meine Kinder und Enkelkinder mich für sich alleine hatten. Das war jedoch die einzige Tradition, die 2014 nicht vollständig aufrechterhalten werden konnte. Als Vizepräsident konnte ich nie ganz von meiner Arbeit abschalten, nicht einmal an Thanksgiving. Zum Beispiel musste ich an jenem Mittwoch den Ausflug in die Stadt abbrechen und zurück zum Haus gehen, wo ich einen Anruf des ukrainischen Ministerpräsidenten Arsenij Jazenjuk entgegennahm, der mich dringend darüber informieren wollte, was sich an jenem Tag in Kiew zugetragen hatte. Nur vier Tage zuvor hatte ich die Stadt besucht und dort eine angespannte Lage vorgefunden. Die vom Euromaidan angestoßene Bewegung, ein Massenprotest auf dem Platz Majdan Nesaleschnosti in Kiew, begann zu zerfasern. Es hatte den Anschein, als würden die Ukrainer ihren Kampf um Demokratie und Unabhängigkeit verlieren. Der russische Präsident Wladimir Putin hatte die politische Instabilität genutzt, um einen Teil der Ukraine, die Halbinsel Krim, mit Waffengewalt unter seine Kontrolle zu bringen, und übte weiteren Druck aus. Vor Kurzem hatte er russische Panzer und Soldaten über die Grenze entsandt, um andere Provinzen im Osten des Landes zu bedrängen, und drohte, die Erdgaslieferungen an die Ukraine einzustellen, was die ohnehin heikle Wirtschaftslage im Lande katastrophal verschlechtert hätte. Die neue, demokratisch gewählte Regierung der Ukraine lief somit Gefahr, unter der Wucht von Putins zynischem Vorgehen zerrieben zu werden.

Derweil bestand zwischen dem neuen ukrainischen Präsidenten und dem neuen Ministerpräsidenten alles andere als ein Vertrauensverhältnis. Präsident Petro Poroschenko und Ministerpräsident Jazenjuk gehörten gegnerischen Parteien an, und der nicht lang zurückliegende Wahlkampf war mit harten Bandagen geführt worden. Die beiden Lager waren somit auch weiterhin mehr darauf bedacht, politisch zu punkten, als tatsächlich zu regieren. Die Poroschenko- und Jazenjuk-Fraktionen vergeudeten ihre Energie mit unnötigem Streit, anstatt Institutionen und Sicherheitskräfte zu schaffen, die das Land gegen Putin hätten verteidigen können.

Ende November, sechs Monate nachdem Poroschenko das Amt des Präsidenten übernommen hatte, gab es in der Ukraine immer noch keine arbeitsfähige Koalitionsregierung. Wäre keine zustande gekommen, hätte das Neuwahlen zur Folge gehabt, was große Probleme nach sich gezogen hätte. Zweifellos hätte Putin die Wahlkampagnen prorussischer Kandidaten finanziell unterstützt und damit wahrscheinlich allen Hoffnungen auf eine wahre Unabhängigkeit der Ukraine ein Ende bereitet. Die Europäische Union und die NATO hätten die Ukraine vermutlich als hoffnungslosen Fall aufgegeben, und das Land wäre in den Einflussbereich Russlands zurückgefallen. Der Mut und die Opfer der vielen Menschen während des Euromaidan wären umsonst gewesen.

Seit Monaten hatte ich mit Poroschenko und Jazenjuk telefoniert und versucht, beide einzeln davon zu überzeugen, die Loyalität zu ihrem Land über die Loyalität zu einer politischen Partei zu stellen. In der Woche zuvor hatte ich in Kiew zwei volle Tage in den Versuch investiert, Poroschenko und Jazenjuk das Risiko ihrer gegenseitigen Verweigerungshaltung zu verdeutlichen. Als ich am 22. November, nur vier Tage zuvor, auf dem Weg aus der Stadt war, arbeitete ich immer noch daran. Jazenjuk hatte mich angerufen, als ich bereits auf dem Sprung war, und ich hatte ihn eingeladen, mich auf der Fahrt zum Flughafen zu begleiten. Ich mochte Arsenij. Er war klug – ein promovierter Ökonom, aber kein Akademiker im Elfenbeinturm. Vielmehr war er eine ernsthafte, junge Führungspersönlichkeit, die bestrebt war, dass aus ihrem Heimatland eine funktionierende Demokratie mit sicheren Grenzen wurde. Zudem zeigte der 40-jäh-

rige Ministerpräsident einen Idealismus, der mir gut gefiel. Auf der Fahrt zum Flughafen appellierte ich an diese Seite von ihm: «Sehen Sie», sagte ich zu Jazenjuk, «Sie müssen mit Poroschenko zusammenarbeiten. Sie müssen ein Team sein. Sie können keine getrennten Wege gehen. Wenn Neuwahlen ausgerufen werden, wird das eine Katastrophe. Sie werden alles verlieren. Ich sage Ihnen, Arsenij, Sie müssen den ersten Schritt tun. Sie müssen der große Mann sein. Sie können das. Es wird schwierig werden. Aber Sie können das.»

Als mich Jazenjuk an jenem Nachmittag in Nantucket über die sichere Telefonverbindung anrief, hatte er große Neuigkeiten, und er wollte, dass ich sie als Erster erführe. Er sagte, die gegnerischen Parteien in der Ukraine hätten gerade eine neue Koalitionsregierung gebildet. Er bleibe Ministerpräsident, jedoch werde ein wichtiger Mitstreiter Poroschenkos Sprecher des neuen Parlaments. Die beiden Männer hätten sich außerdem auf eine gemeinsame Agenda für die nähere Zukunft geeinigt. «Ich halte meine Verpflichtungen Ihnen gegenüber ein, Herr Vizepräsident», sagte er zu mir.

Später am Tag beim Abendessen fühlte ich mich ziemlich gut. Wir saßen alle dreizehn gemeinsam am Tisch, gingen unsere Weihnachtswunschlisten durch, und ich wusste, dass die Parteien in Kiew eine neue Regierung gebildet hatten.

An Thanksgiving standen wir morgens auf und absolvierten (wer Lust hatte und sich dazu in der Lage sah) unseren alljährlichen «Turkey Trot» – einen etwa 16 Kilometer langen Weg zur anderen Seite der Insel. Ich legte die Strecke mit ein paar Enkelkindern per Fahrrad zurück. Einen Teil des Tages verbrachten wir mit Footballspielen am Strand. Ich zeigte dem kleinen Hunter die Steilufer, von denen sein Vater und sein Onkel gerne gesprungen waren und wo sie Pässe gefangen hatten, als sie in seinem Alter waren. Beau, Hallie und ihre beiden Kinder waren eifrig dabei, ein paar hübsche Bilder von ihnen gemeinsam am Strand zu machen. Wir gingen auch zu dem kleinen Saltbox-Haus, um unser Jahresbild zu knipsen, aber das Grundstück war mit gelbem Polizeiband abgesperrt. Das Haus war fort, ein Opfer der steigenden Fluten, die während der vergangenen

20 Jahre jedes Jahr einen Meter oder mehr vom Sconset Bluff abgetragen hatten. In Jahren mit schweren Stürmen war der Schaden an einigen Stellen bis zu zehnmal so groß gewesen. «Forever wild» war schließlich der sichere Boden entzogen worden, seine Zeit war vorüber; das Haus war in den Atlantik gespült worden. Übrig war nur noch ein Teil des Fundaments.

Am Tag nach Thanksgiving gingen wir noch einmal in die Stadt und achteten darauf, dass wir bei Einbruch der Dämmerung einen guten Platz ergatterten, um beim Einschalten der Weihnachtsbaumbeleuchtung zuzusehen. Im Jahre 2001 hatte Beau dort Hallie seinen Heiratsantrag gemacht, und im Jahr darauf hatten sie in der Kirche St. Mary's im Herzen des Stadtzentrums von Nantucket geheiratet. Hallie hatte stets den Verdacht gehabt, dass Beau sie dadurch auf ewig für die Thanksgivings der Familie Biden verpflichten wollte. Und es hatte offensichtlich funktioniert. Ende der Woche feierten sie ihren zwölften Hochzeitstag, und Hallie hatte noch nie ein Thanksgiving ausgelassen. Selbst in dem Jahr, als Beau im Irak stationiert war, bestand sie darauf, die Tradition zu wahren und mit uns nach Nantucket zu kommen.

Während wir unseren Familienspaziergang machten, bereitete mir eine bestimmte Sache zunehmend Kopferbrechen. Aus unterschiedlichen Richtungen erreichten mich zahlreiche Anfragen, ob ich 2016 für das Amt des Präsidenten kandidieren wolle. Sogar Präsident Obama hatte mich bei einem unserer regelmäßigen Mittagessen einige Wochen zuvor mit einer direkten Frage überrascht. Er wollte wissen, ob ich darüber nachgedacht hätte, was ich alles tun könnte, wenn ich *nicht* kandidierte. Ich könnte trotzdem etwas bewirken, versicherte er mir. Ich könnte eine Stiftung oder ein Zentrum für Außenpolitik gründen. Ich könnte sogar ein paar Sachen machen, die ich noch nie zuvor getan hatte – etwa ein wenig Geld verdienen. «Aber haben Sie sich denn [hinsichtlich einer Kandidatur] entschieden?», fragte mich der Präsident ganz unverblümt über den Tisch in einem kleinen Privatraum in der Nähe des Oval Office. «Nein, das habe ich nicht», war alles, was ich sagen konnte.

Irgendwann bei unserem Spaziergang durch Nantucket an jenem

Tag kam ich mit meinen beiden Söhnen auf die Frage zu sprechen. Ich glaubte, sie wollten nicht, dass ich kandidierte, und sagte das auch. Beau sah mich nur an. «Wir müssen reden, Dad», sagte er. Als wir an jenem Abend ins Haus zurückkehrten, setzten wir drei uns also in der Küche zusammen und redeten.

Ich wusste, dass viele gute Gründe gegen eine Kandidatur sprachen, und ganz oben stand die Ungewissheit über Beaus Gesundheit. Ich dachte wirklich, dass meine Söhne, deren Rat ich inzwischen schätzte und beherzigte, nicht wollten, dass ich die Familie ausgerechnet jetzt den Torturen einer Präsidentschaftskandidatur aussetzte. «Dad, das hast du vollkommen missverstanden», sagte Beau, als wir es uns in der Küche in Nantucket bequem machten. «Du musst kandidieren. Ich will, dass du kandidierst.» Hunter stimmte zu: «Wir wollen, dass du kandidierst.» Wir drei unterhielten uns eine Stunde lang. Sie wollten wissen, wie ich mich darauf vorbereitete und wann der rechte Augenblick für eine Bekanntmachung gekommen sei. Manche meiner Berater legten überzeugend dar, dass ich, sofern ich eine Kandidatur überhaupt in Erwägung zöge, dies gleich Anfang 2015 bekannt geben solle. Aber ich glaube, wir drei wollten etwas mehr Zeit haben, um die Entwicklung von Beaus Gesundheitszustand abzuwarten. Wann ich meinen Entschluss fasste, sei nicht entscheidend, sagten meine Söhne; sie wollten nur, dass ich wisse, dass sie dafür waren. Hunt sagte mir immer wieder, ich sei von den möglichen Kandidaten der am besten vorbereitete und fähigste, um das Land zu führen. Besonders überraschten mich jedoch die Überzeugung und die Festigkeit, die in Beaus Stimme mitschwangen. An einem Punkt sagte er, es sei meine Verpflichtung, zu kandidieren, meine *Pflicht*. *Pflicht* war ein Wort, das Beau Biden nicht einfach so dahinsagte.

Als wir an jenem Sonntag an Bord der Air Force Two gingen, um den Heimflug anzutreten, wirkten alle glücklich. Die vergangenen fünf Tage waren in jeder Hinsicht ein Erfolg gewesen. Jill hatte die vervollständigten Weihnachtswunschlisten sicher verwahrt. Es war ein großartiger Ausflug gewesen. Wir zwei – Jill und ich – trafen an jenem Nachmittag wieder im Naval Observatory ein, schritten die

ausladende Mitteltreppe zum ersten Stock hinauf und bezogen die zwanglose Unterkunft, die wir bewohnten, wenn wir nur zu zweit waren. Es war eine kleine und irgendwie unordentliche Wohnung, aber sie war unser kleines Stückchen Zuhause inmitten eines Komplexes, der vorrangig öffentlichen Zwecken diente. Wir hatten das Wohnzimmer mit Ledersofas möbliert, die denen in unserer Bibliothek in Wilmington glichen, und die Regale mit unseren Lieblingsbüchern und Familienfotos gefüllt. In einer Ecke stand ein kleiner Tisch, an dem wir selbst an langen Sommertagen abends bei Kerzenlicht speisten.

Ich setzte mich auf unser Sofa – den einzigen Ort im Haus, an dem ich mich wirklich zu Hause fühlte –, um zu entspannen und nachzudenken. Ein Bild wollte mir jedoch nicht aus dem Kopf gehen. Immer wieder sah ich das kleine «Forever wild»-Haus vor mir, das der schonungslosen Gewalt der Natur und der Unausweichlichkeit der Zeit nicht länger hatte standhalten können. Ich konnte fast hören, wie die Balken mit einem scharfen Krachen nachgaben, konnte mir vorstellen, wie das Wasser hinein- und herausfloss, unablässig und erbarmungslos an dem Haus zerrte, bis es hinaus aufs Wasser trieb und schließlich vom Meer verschlungen wurde. Kein Thanksgiving würde je wieder so wie früher sein. Ich nahm mein Tagebuch zur Hand und begann zu schreiben. Ich hatte in jenem Jahr nur einen einzigen großen Wunsch für meine Weihnachtswunschliste, aber ich behielt ihn für mich selbst: *NavObs, 30. November 2014, 19:30 Uhr. Sind gerade von Nantucket zurück. Ich bete, dass wir 2015 noch ein weiteres Jahr zusammen haben. Beau. Beau. Beau. Beau.*

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de